FOLGE 23
11. [illegible]VEMBER 1942



UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMA[illegible] DES HEERES

Die Tat ist des Deutschen stolzestes Wort

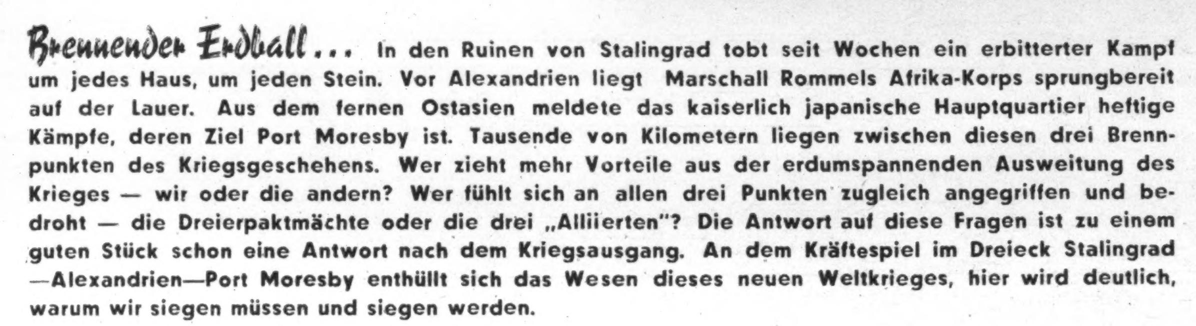
HINDENBURG

HF

STALINGRAD-ALEXANDRIEN-PORT M

DAS ZUSAMMENSPIEL DER KRÄFTE IM DREIECK DES ERDUMSPANNENDEN KRIEGES

VON HERMANN HÖNIG

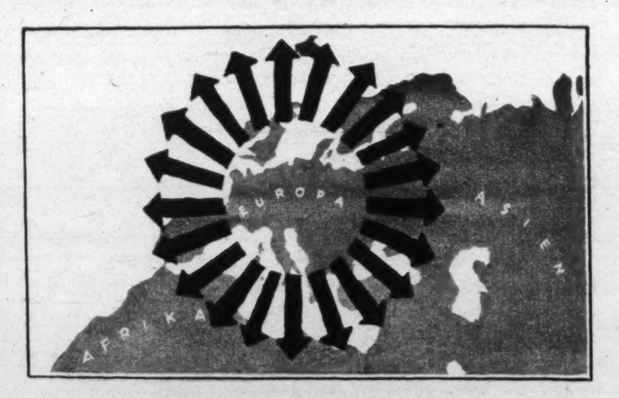


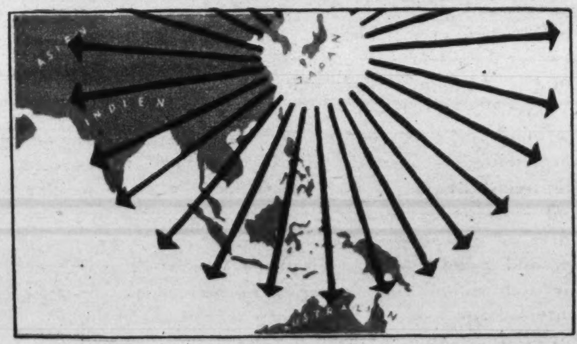
Brennender Erdball... In den Ruinen von Stalingrad tobt seit Wochen ein erbitterter Kampf um jedes Haus, um jeden Stein. Vor Alexandrien liegt Marschall Rommels Afrika-Korps sprungbereit auf der Lauer. Aus dem fernen Ostasien meldete das kaiserlich japanische Hauptquartier heftige Kämpfe, deren Ziel Port Moresby ist. Tausende von Kilometern liegen zwischen diesen drei Brennpunkten des Kriegsgeschehens. Wer zieht mehr Vorteile aus der erdumspannenden Ausweitung des Krieges — wir oder die andern? Wer fühlt sich an allen drei Punkten zugleich angegriffen und bedroht — die Dreierpaktmächte oder die drei „Alliierten"? Die Antwort auf diese Fragen ist zu einem guten Stück schon eine Antwort nach dem Kriegsausgang. An dem Kräftespiel im Dreieck Stalingrad—Alexandrien—Port Moresby enthüllt sich das Wesen dieses neuen Weltkrieges, hier wird deutlich, warum wir siegen müssen und siegen werden.

Es begann im Gebäude der sowjetischen Kriegsakademie in Krasnodar. Die abrückenden Bolschewisten hatten unseren Landsern die Lehrsäle im Zustande einer heillosen Verwüstung zurückgelassen. Da lag alles wie auf einem Müllhaufen kunterbunt durcheinander: Waffen und Fettbüchsen, Stahlhelme und Zahnbürsten, Riemenzeug und Bücher, Wäschestücke und Tintenflaschen. Über diesen traurigen Überbleibseln wehte wie eine rote Fahne eine Landkarte in Schultafelgröße. Es war ein englisches Erzeugnis mit russischem Überdruck, das die vielversprechende Aufschrift trug: „Die Weltdemokratien erdrücken die faschistischen Aggressoren." Wie sie das tun wollten, das konnte man hier — mit dem Finger auf der Landkarte — wunderschön ablesen. Deutschland, Italien und auf dem anderen Kartenende Japan waren als kaum daumengroße weiße Flecken eingezeichnet, die wie von Ketten von dicken schwarzen Strichen umgrenzt waren. Das übrige Europa war teils knallrot, teils etwas verschämt rosarot angemalt. Jenseits des blitzblauen Atlantik prangte es wieder purpurrot in mächtiger Fläche: die Vereinigten Staaten samt Kanada und Roosevelts südamerikanischen Einflußgebieten. Pazifik und Südsee auf der anderen Kartenseite hatten den Rotlauf, ihre blauen Flächen waren übersät mit roten Flecken und Punkten, die das amerikanisch-britische Stützpunktsystem darstellten. Die japanischen Inseln glichen in dieser Darstellung weißen Würstchen, die von einem mächtigen Schwarm roter Fliegen angefallen werden. Weiter westlich dehnte sich dann auf dieser Karte eine gleichförmig rote Wüste aus, die sich über ganz Asien, vom Eismeer bis nach Indien und von Australien bis Königsberg erstreckte und das weiße Viereck Deutschland völlig verschwinden ließ. Daß schließlich auch ganz Afrika mit allen französischen, britischen, belgischen und sonstigen Kolonien nicht als ein schwarzer, sondern als ein roter Erdteil in Erscheinung trat, war zu erwarten.

Es konnte einem schon angst und bange werden vor soviel Röte, wenn man sich als Betroffener in eines der winzigen weißen Fleckchen eingezwängt fühlen mußte. Die ganze Welt gegen Deutschland, Italien und Japan! Das sollte die Karte darstellen, und das tat sie auch mit den grobschlächtigsten Mitteln. Das war das Weltbild unserer Gegner zu Kriegsbeginn, das Wunschbild, wie sie es sich in Gedanken ausmalten, als sie noch gar nicht formell miteinander gegen die Achse und gegen Japan verbündet waren, sondern meinten, es würde schon genügen, alle dem Nationalsozialismus und dem Faschismus politisch feindselig gegenüberstehenden Kräfte der sogenannten Weltmeinung gehörig aufzuputschen, um den Krieg „potentiell" zu gewinnen.

Die Geschichte ist nun inzwischen mit einem groben Wischtuch über die Zahlenreihen dieser Schultafelstrategie gefahren. Ganz Europa bis auf die Insel England und einen Rest der europäischen Sowjetunion prangt auf der Weltkarte nicht mehr rot, sondern weiß; auf der ostasiatischen Kartenhälfte hat Japans Wehrmacht heftiger, als jemand vorher vermuten konnte, mit dem großen Radiergummi gearbeitet, so gründlich, daß der weiße Papiergrund schon bis an den Rand Australiens, bis in das Herz Chinas und bis an Indiens Grenzen durchleuchtet. Die große Landmasse, die zwischen dieser Korrekturstelle und den von den Besatzungsheeren der Achsenmächte blankgefegten Flächen jenseits des Kaukasus und jenseits des Nildeltas liegt, kann kein englischer Optimist mehr als „rotes Kraftfeld der Weltdemokratien" ausgeben, er müßte es, um bei der Wahrheit zu bleiben, als Feuerzone lodernder oder schwelender Aufstände gegen Englands Zwingherrschaft kenntlich machen. Was aber selbst bei äußerster Objektivität kartographisch kaum darzustellen wäre, ist die unleugbare Tatsache, daß zwischen den Schlachtfeldern der Dreierpaktmächte in Europa, Afrika und Ostasien ein unsichtbares Leitwerk läuft, das eine sehr wirksame Abstimmung der Operationen gegen den gemeinsamen Feind verbürgt. Stalingrad, Alexandrien und Port Moresby sind die Endpunkte jenes weltumspannenden Dreiecks, in dessen Kraftfeld die Geschichte eindeutig und ausschließlich durch die Schlagkraft der Dreimächtepaktstaaten geschrieben wird. Schon seit den ersten großen Erfolgen Japans ließ sich vermuten, daß die Kriegführung der Mächte des Dreierpaktes einer gemeinsamen Planung folgt; aber erst die letzten Phasen dieses wahrhaft weltumspannenden Ringens enthüllen mit greifbarer Deutlichkeit einige Grundzüge dieses strategischen Zusammenspiels, das über Tausende und aber Tausende von Meilen wirksam ist. An der Ostfront, in Afrika und vor Australien trifft letztlich der gleiche Schlagarm den gleichen Gegner, und jeder neue Erfolg an irgendeinem dieser drei Schnittpunkte fördert fühlbar die Aktionsfreiheit an den beiden anderen. Der kühne Vorstoß des deutschen Ostheeres nach Stalingrad entfesselte auf der Gegenseite die aufgeregte Diskussion um die „Zweite Front". Stalin forderte in harten, anklagenden Worten die englische Gegenleistung für den furchtbaren bolschewistischen Blutbeitrag zur „gemeinsamen Sache der Alliierten", er selbst bezeichnete diese geforderte Hilfe Englands als lebensnotwendig für jeden weiteren Widerstand. England aber will und kann nicht in ausreichendem und wirksamem Maße einspringen. Es hat nähere und dringlichere Sorgen als Stalins und Stalingrads Schicksal. Das ägyptische Hemd ist ihm näher als der sowjetische Rock. Es mußte selber schon Anleihen an Menschen



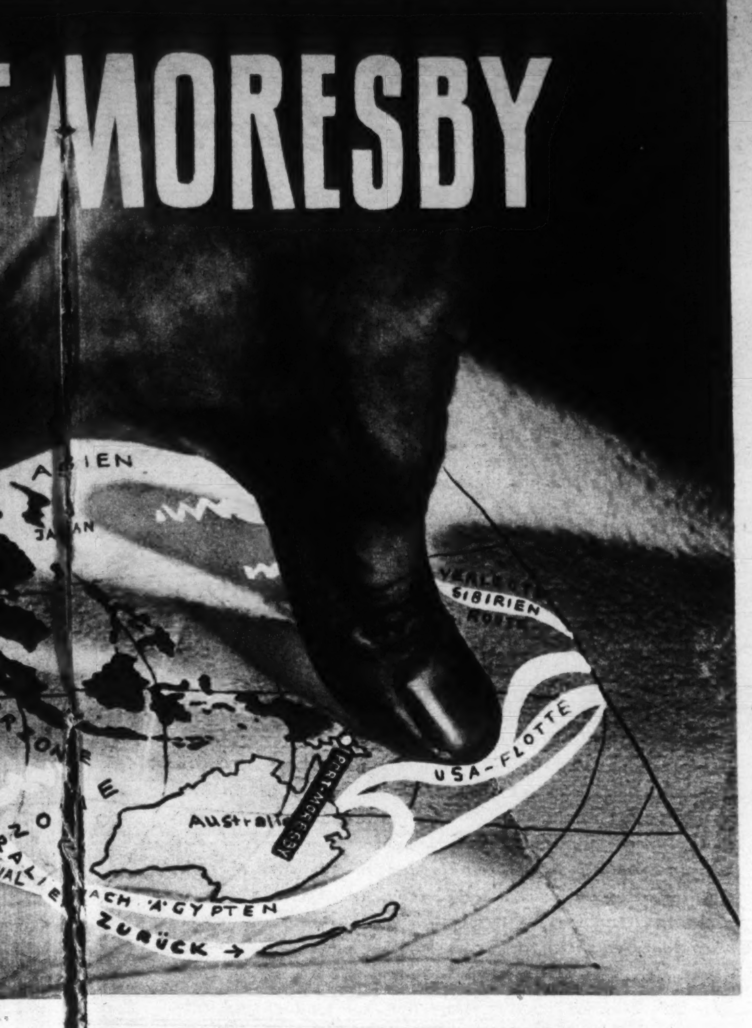


Zeichnungen: Gefr. Erich Haase

Innere und äußere Linie. *Der europäische und der ostasiatische Kampfraum werden durch das Gesetz der „inneren Linie" bestimmt. Deutschland, seine kontinentalen Verbündeten und Japan sind durch kürzere und leichter zu sichernde Anmarschwege an die Fronten begünstigt, während unsere Feinde hier wie dort zeitraubende und gefährliche Umwege in Kauf nehmen müssen*

Unser Titelbild: *„Wir haben ihn herausgehauen!" Sieben Stunden lang lag der Schütze M. verwundet unmittelbar vor den sowjetischen Stellungen, bis ihn seine Kameraden bei einem Gegenstoß bergen konnten. „Wir haben ihn herausgehauen!" berichtet der Unteroffizier seinem Kompaniechef* *Aufnahme: Kriegsberichter H. Pabel*

MORESBY



spiel der Kriegsplanung der europäischen Achsenpartner mit ihrem ostasiatischen Verbündeten, das in seinen tödlich klaren Wirkungen auf die Feindposition bereits sichtbar ist. Die Wesenszüge dieses Zusammenspiels können kurz so zusammengefaßt werden:

1. Im Krieg um die Sicherung des europäischen Kontinents und seiner afrikanischen und vorderasiatischen Randgebiete sind Deutschland und Italien eindeutig durch das Gesetz der „inneren Linie" begünstigt. Es ist unendlich viel leichter, Truppen und Material von Deutschland auf dem Landwege nach Süditalien und von hier über das schmale Mittelmeer nach Afrika zu senden, desgleichen italienische Divisionen an die Ostfront zu bringen, als von Amerika oder England durch die Todeszonen unserer U-Boot-Blockade auf einer wahren Weltreise rund um ganz Afrika im Roten Meer und im Persischen Golf zu landen oder gar Irrfahrten über das Eismeer nach Murmansk zu veranstalten. Das gleiche Gesetz der „inneren Linie" begünstigt heute auch schon unsere japanischen Bundesgenossen, die es auf den weiten Seefahrtrouten, etwa von Yokohama nach Singapur, immer noch um einige tausend Kilometer näher haben als die Amerikaner auf dem Wege nach Australien. Jede der beiden Kraftfelder der Dreimächtepaktfront für sich betrachtet, ist also klar durch das Gesetz der „inneren Linie" begünstigt.

2. Im Zusammenspiel beider Kraftfelder aber wirkt vorderhand noch ein anderes Gesetz, das die Feindmächte trotz aller Bemühungen in diesem Kriege nicht für sich aktivieren konnten. Dieses Gesetz lautet: „Getrennt schlagen — vereint siegen." Die Gegner hatten auf dieses Gesetz von Anfang an den ganzen Krieg gegen Deutschland und Italien abgestellt; das kennzeichnendste Schlagwort dafür hieß „Einkreisung". Diese Pläne sind in Europa vorwiegend an dem politischen Geschick der Achsenpartner gescheitert, die es zuwege brachten, eine drohende Front nach der anderen zu erledigen, diese Fronten zeitlich zu trennen, erst ins östliche Vorfeld, dann nach Norden, dann gegen den Westen, dann nach Südosten vorzustoßen, um schließlich noch den gesammelten Einsatz gegen die Hauptgefahr im Osten zur Verfügung zu haben. Unsere Gegner aber haben sich in die Zwangslage manövriert, im gleichen Augenblick und — was entscheidend ist: mit den gleichen Kräften — jeweils an mindestens drei verschiedenen, weit voneinander ab liegenden Fronten operieren zu müssen.

Schon im gegenwärtigen Zustand können die Dreierpaktstaaten aller Vorteile der „inneren Linie" in den Teilbereichen und des „Getrennt-Marschierens" in der Gesamtplanung für sich ausnutzen, ohne diese Vorteile durch vermehrte Risiken bezahlen zu müssen. Nicht ein einziger Musketier braucht von der Ostfront abgezogen zu werden, wenn Japan eine neue Offensive planen sollte, und nicht ein einziges japanisches Kriegsschiff muß auf die ihm gestellte Aufgabe verzichten, wenn Flottenkräfte der Achsenmächte das Mittelmeer freikämpfen oder den Feind im Atlantik noch schärfer angreifen wollen. So beruht das Zusammenspiel der Dreierpaktmächte eindeutig auf einem Addieren ihrer Erfolge, die Zusammenarbeit unserer Gegner aber auf einem Subtrahieren ihrer Erfolgschancen. Das Dreieck Stalingrad — Alexandrien — Port Moresby verhindert wirksam die Gegner, die gemeinsamen Pechsträhnen zwischen Moskau, London und New York in eine gemeinsame Operationslinie oder gar in eine Siegesstraße zu verwandeln.

und Material in Amerika machen, um Alexandrien und die Nabelschnur des Empire, den Suezkanal, gegen Rommel verteidigen zu können. Es mußte einen neuen Kriegsschauplatz auf Madagaskar in Kauf nehmen, um seinen letzten gangbaren Seeweg nach Ägypten, den um das Kap der Guten Hoffnung, stärker als bisher zu sichern. England möchte also am liebsten die Errichtung einer „Zweiten Front" zur Entlastung der Bolschewisten den nordamerikanischen Strategen überlassen, die dazu auch bereit und materiell in der Lage wären, wenn — ja wenn nicht der wachsende japanische Druck auf Port Moresby, das Tor zu Australien, ihre eigenen Interessen ungleich stärker berührte als Stalins Verzweiflungskampf um die Ruinenstadt an der Wolga. Noch kritischer aber wird das Problem der gegenseitigen Hilfe der drei Feindmächte, wenn man es von seinem Kernproblem her betrachtet, der Transportfrage nämlich. Denn wohlgemerkt: England hätte an sich genug Soldaten auf der faulen Haut liegen, um mit ihnen allein die ägyptische Front zu halten — wenn es sie nur nach Ägypten bringen könnte! Und Nordamerikas Industrie müßte nach menschlichem Ermessen auch genug Panzer und Kanonen erzeugen können, um Stalins gigantische Materialausfälle wenigstens notdürftig zu ersetzen — wenn nur ein sicherer Zufahrtsweg gefunden und eine entsprechend große Transportflotte bereitgestellt werden könnte. An der immer größer werdenden Schiffsraumnot aber und an der deutschen U-Boot-Blockade scheitern alle diese Hilfspläne. Die Verlegung der kürzesten Seewege durch die deutschen U-Boote zwingt zu immer größeren Umwegen. Das allein halbiert oder drittelt schon den verfügbaren Laderaum unserer Gegner. Dazu kommt, daß trotz dieser zeit- und frachtraumfressenden Umwege die Verlustziffern der feindlichen Handelsflotten nicht sinken, sondern beharrlich steigen. Ihre Transportdecke wird immer dünner, die an sie gestellten Anforderungen aber immer größer. Praktisch muß das zu einer immer weitergehenden Isolierung der Hauptkampfzentren unserer Feinde führen, zu einem immer geringer werdenden Zusammenspiel und Kräfteausgleich auf der Feindseite. Die Offensivkräfte Deutschlands und seiner Verbündeten aber werden durch Schiffsraumsorgen unvergleichlich weniger gehemmt, einmal weil die gesamte Kontinentalfront — von Norwegen bis nach Sizilien und von Leningrad bis in den Kaukasus — auf dem kürzeren und weniger gefährdeten Landweg erreichbar ist, und zum anderen, weil die Offensivkräfte Japans für sich allein groß genug sind, um einer direkten Unterstützung durch die europäischen Achsenmächte entraten zu können. Dies ermöglicht ein Zusammen-

. . . geschützte Heimat. Die rote Dampfwalze, der Frost und der Hunger sollten zu tödlichen Waffen gegen Deutschland werden, als unseren Feinden bewußt wurde, daß alle ihre strategischen Pläne gescheitert waren. Aber auch diese neuen Waffen des Feindes zerbrachen. Die im Hinterhalt angehäuften Massen sowjetischen Kriegsmaterials trafen auf einen ebenbürtigen Gegner: den Heldenmut des deutschen Soldaten und die Güte seiner Abwehrwaffen. Die russische Winterkälte wird von deutschem Erfindergeist auch dort besiegt, wo sie die schwierigsten Probleme stellt, im Verkehrswesen. Und der Versuch einer Aushungerung Europas wird an den Getreidebergen zuschanden, die in der befreiten Ukraine als goldene Früchte deutschen Aufbauwillens heute schon geerntet wurden. In der geschützten Heimat aber schmieden Dichtung und Forschung schon die geistigen Waffen des künftigen Friedens.

24 Panzer an einem Tag

Ritterkreuzträger HUGO PRIMOZIC berichtet: „17 schossen wir in einer Stunde ab!"

Vierundzwanzig Panzer schossen wir an einem Tage ab, davon siebzehn in einer Stunde! Das wäre nie möglich gewesen, wenn ich mich nicht felsenfest auf meine Sturmgeschützbesatzung hätte verlassen können. Jeder war bis ins letzte eingespielt, jeder auf den anderen abgestimmt. Das allein ist das Geheimnis unseres Erfolges. Nur so war der Sieg, der vielen als etwas Außerordentliches erscheinen mag, möglich. Ich will hier nicht den Zeigefinger heben und sagen: So müßt ihr's machen oder so nicht. Nein, dafür gibt es kein Rezept. Aber eins ist wichtig: Man muß sich aufeinander verlassen können, und der halbe Erfolg ist schon sicher, wenn man mit dem Bewußtsein in den Kampf geht, daß man seine Waffe völlig beherrscht und ihr ganz und gar vertrauen kann. Und so haben wir es gemacht:

Nachts erfuhren wir, daß am Morgen mit einem feindlichen Panzerangriff zu rechnen sei. Im Dunkeln bezogen wir unsere Bereitstellungen. Mein Zugführer und ich gingen im Morgengrauen die Stellungen der Infanterie ab und suchten uns günstige Feuerstellungen aus. Plötzlich setzte stärkstes Artilleriefeuer ein und zwang uns in Deckung. Zwei Stunden krepierten rings um uns



Die Kamera filmt Vernichtung

Schuß auf Schuß hat das Rohr verlassen. Fiebernd fliegt der Blick des Panzerschützen durch den Sehschlitz. Da, Rauch quillt aus dem Feindpanzer, eine Stichflamme folgt, eine Detonation! Der Gegner fliegt auseinander. Kaum ist Zeit zum befreienden Ruf, der Panzer schwenkt. Im Zweikampf wendet er sich dem neuen Gegner zu . . .

her Granaten aller Kaliber, als plötzlich der Ruf erscholl: „Panzer, Panzer!“ Wie die Wiesel waren wir an unseren Geschützen. Schon rollte der erste Panzer heran, er fuhr so nahe an uns vorbei, daß er uns glatt hätte rammen können. Ein zweiter folgte dichtauf. Beide hatten uns, dank der guten Tarnung, nicht erkannt. Nun hieß es aber losfahren. Doch kaum war mein Befehl: „Geschütz marsch!“ heraus, da schrie ich schon wieder: „Halt!“ denn unmittelbar vor uns tauchte ein neuer Kampfwagen auf.

„Panzergranate — hundert Meter — Schuß!“ — und schon flog der nur zehn Meter vor uns stehende Feindpanzer auseinander. Jetzt gab es nur noch eines für uns: die an uns vorbeigefahrenen Panzer einholen! Schon hatten wir sie wieder vor dem Rohr. „Panzergranate — vierhundert Meter!“ — Treffer! „Links daneben — Schuß!“ — Wieder ein Treffer. Beide Panzer brannten lichterloh. In diesem Augenblick rief auch schon der Fahrer: „Feuer von links!“ Tatsächlich, kaum hundert Meter entfernt tauchten zwei weitere Panzer auf, sofort schwenkten wir ein. Binnen wenigen Minuten waren zwei Panzer erledigt.

Ich suchte nach neuen Opfern,

als mir mein Infanterie-Leutnant durch Zeichen zu verstehen gab, daß links in den Kusseln weitere Kampfwagen anrollten. Sofort rollten wir diesem Gegner entgegen. Ich stieg auf das Geschütz und sah, wie etwa dreißig solcher Ungetüme anrollten, teilweise waren sie in unsere Hauptkampflinie eingedrungen. Unsere Infanteristen allein konnten mit soviel Panzern nicht fertig werden. Da mußten wir schon hin. Aus den Kusseln hervorbrechend, nahm ich mir sofort den gefährlichsten Gegner vor, und nun ging es wieder Schlag auf Schlag. „Panzergranate — hundert Meter — Schuß!“ — „Links daneben — dreihundert Meter — Schuß!“ — „Rechts daneben — vierhundert Meter — Schuß!“ Mein Richtunteroffizier schoß wie der Teufel. Aber schon brüllte mein Fahrer wieder: „Feuer von links!“ und riß das Geschütz selbständig herum. Ein besonders gefährlicher Bursche hatte sich herangeschlichen und nahm uns seinerseits unter Feuer. „Hundert Meter — Schuß!“ Teile des Stahlkolosses wirbelten durch die Luft. Noch zwei weitere Panzer wurden auf diese Weise erledigt, der Rest drehte ab.

Jetzt mußte ich in die Bereitstellung, um neue Munition zu holen. Inzwischen belegten uns die Bolschewisten, offenbar wütend über ihre Mißerfolge, mit einem tollen Artilleriefeuer. Unter dessen Schutz versuchten abermals feindliche Panzer, unsere Linie zu durchbrechen, aber sie hatten keinen rechten Schneid. Bereits nach einigen Treffern drehten die restlichen ab und suchten ihr Heil in der Flucht. Sofort winkte ich der Infanterie, und im Gegenstoß brachten wir den größten Teil der Einbruchsstelle wieder in unseren Besitz. Der Schweiß rann uns über das Gesicht. Siebzehn Sowjetpanzer hatten wir innerhalb einer Stunde erledigt. Strahlend über unseren Erfolg fuhren wir zurück, und ich erstattete dem Kommandeur unserer Kampfgruppe Bericht. In diesem Augenblick kam die Meldung, daß die Bolschewisten sich am rechten Flügel der Einbruchsstelle wieder verstärkten. „Gegenstoß!“ Wieder traten wir zum Kampf an. Abermals vernichteten wir drei Panzer.

Jetzt brauchte ich dringend Munition.

Gerade war ich im Bereitstellungsraum damit beschäftigt, meinen Zugführer, der ebenfalls mehrere Panzer erledigt hatte, dabei aber verwundet worden war, zu verbinden, als schon wieder der Ruf erscholl: „Panzer!“

Hinein in das Geschütz und abgebraust, das war eins. In meiner alten Feuerstellung sah ich, wie acht feindliche Panzer im Halbkreis auf mich losfuhren. Jetzt ging es um Sein oder Nichtsein. In einem wilden Feuerkampf konnten wir wiederum vier der Stahlkolosse erledigen, worauf die anderen abdrehten. Wir atmeten auf. Das war geschafft. Und nicht einen Treffer hatten wir abbekommen.

Als wir zurückfuhren, folgte uns plötzlich ein Feindpanzer, dessen Führer anscheinend nicht recht wußte, wie die Sache stand. Vorsichtig steckte er den Kopf aus der Luke, worauf sich auch die unsere öffnete und mein Ladekanonier ihm mit der Faust drohte. Das schien auf ihn großen Eindruck zu machen, denn sofort drehte er ab und verschwand. Hellauf mußten wir über diese Wirkung des „Faustkampfes“ lachen. So hatte dieser schwere Kampftag für uns noch einen heiteren Abschluß.

Das WORT eine Waffe - das BUCH ein Schwert

So wichtig das rein materielle Potential eines Volkes für die erfolg- und siegreiche Fortsetzung des Krieges ist und bleiben wird, ebenso hoch müssen die moralischen Kräfte veranschlagt werden, die diesen materiellen Einsatz begleiten und ihm erst eine tragfähige Basis geben. Der geistige Kampf um eine Neugestaltung unseres nationalen Lebens und damit um die sinnvolle Ordnung eines sonst im Chaos zu versinken drohenden Kontinents gibt dem Kampf der Waffen erst einen realen Hintergrund und ein moralisches Profil.

*

Wir stehen deshalb in diesem Kriege nicht nur für unsere materielle, sondern auch für unsere geistige Existenz ein. Die vor allem ist gemeint, wenn unsere Feinde sich in blut- und rachegierigen Wutphantasien gegen uns ergehen; auf sie zielt ihr Stoß, weil sie genau wissen, daß hier die eigentliche Wurzel unserer sich stets erneuernden nationalen Kraft liegt. Unsere Zeit ist gewissermaßen einem Geburtsakt zu vergleichen, der in der Stunde der neuen Lebensschöpfung auch von der höchsten Gefahr umgeben ist. Seine Schmerzen sind die Vorboten seiner Beseligung. Im Stadium zwischen Leben und Tod erst beweist ein Zeitalter seine Daseinskraft. Versagt es hier, dann hat es seine moralische Berechtigung verloren.

*

Es gehört zu den Üblichkeiten der nationalsozialistischen Propaganda, einen bestimmten Typ von Intellektualismus auf das schärfste unter Beobachtung zu nehmen und ihn hin und wieder einer beißenden öffentlichen Kritik zu unterziehen. Unter Intellektualismus verstehen wir eine Art von Halbbildung, die zuviel weiß, um aus Instinkt, und zuwenig weiß, um aus Erkenntnis zu glauben. Es wäre ein nationales Unglück für unser Volk, wenn dieser Typus Mensch mit seinen ständigen Zweifeln die öffentliche Meinung ansteckte. Je stärker man sich aber von ihm absetzt, um so deutlicher muß man ihn von jener geistigen Arbeit unterscheiden, die ihrem Volke in ernstem Schaffen und gläubigem Ringen mit dem spröden Stoff der Forschung dient oder die ihren Zoll an das nationale Leben in jahrelangem entsagungsvollem Einsatz entrichtet, mit den ungezählten Belastungen zersorgter Tage und durchwachter Nächte, in eisiger Einsamkeit verbracht, in ewigem Kampf mit nagenden Zweifeln und peinigenden inneren Anfechtungen. Vor ihr nehmen auch wir den Hut ab. Sie verdient die bewundernde Achtung eines Volkes, dessen Leben und Zukunft auch ihr schöpferisches Wirken geweiht ist.

*

Die deutsche zeitgenössische Dichtung ist eine wirkende Kraft in unserem Volke geworden. Unsere Dichter haben Jahr für Jahr aus innerer Volksnähe und künstlerischer Verantwortung heraus zahlreiche wertvolle Werke geschaffen, in denen unser Volk sich wiederfindet und zu denen es in Stunden der Sammlung und Vertiefung immer wieder zurückkehrt. Wenn der Dichter Stoffe dieses Krieges im Wort darstellen will, so wird er sich entscheidend bestimmen lassen müssen durch den vom Führer und vom Nationalsozialismus geprägten neuen nationalsozialistischen Soldatentyp, durch seine Haltung und seine Leistungen.
Mit einer überzüchteten Psychologie und einer sezierenden Seelenzeichnung, wie sie gestern üblich waren, wird es niemals gelingen, den lebenbejahenden, wirklichkeitsnahen deutschen Soldaten der Gegenwart im dichterischen Bilde zu fassen. Es kommen bei solchen Bemühungen nur Zerrbilder heraus, die der Größe und den Opfern der Zeit nicht angemessen sind und daher den Zeitgenossen niemals das Wesen unseres ewigen Soldatentums vermitteln. Hier gilt größte Verantwortung und Ehrfurcht vor unserem Volke in seiner höchsten Bewährung.

*

Nur der Mensch wird weiterleben im Gedächtnis seines Volkes, der in seinem Wirken und Dichten immer wieder, wenn auch in oft fruchtlosem Bemühen, nach den Sternen greift. So wie sie ihrer Gesetzlichkeit gehorchen und nur den Weg gehen, der ihnen vorgeschrieben ist, so tragen auch wir unser Gesetz in uns und gehen nach der Vorschrift, die die große Zeit uns stellt. Möge Gesetz und Vorschrift, die uns Schicksal und Berufung sind, unser Denken, Dichten und Handeln bestimmen. Dann wird das Wort eine Waffe sein im Geisteskampf unseres Jahrhunderts und das Buch ein Schwert, das den Nebel, der noch über unserer Epoche liegt, zerschneidet.

Aus der Rede des Reichsministers Dr. Goebbels beim Deutschen Dichtertreffen in Weimar

„52001“ IN FELDGRAU

DER KRIEG SCHUF SEINE LOKOMOTIVE

Der deutsche Soldat hat einen neuen feldgrauen Kameraden bekommen: die Kriegslokomotive. Mit ihr verbindet ihn in mancherlei Beziehung das gleiche Schicksal. So wie er sich immer wieder den harten Notwendigkeiten des Krieges unterwirft, durch sie seine Erfahrungen sammelt und täglich wissender und geübter in den Kampf geht, so ist in diesem totalen Kriege die Entwicklung auf allen Gebieten, besonders auf dem der Technik, ständig im Fluß. Niemand wird behaupten, daß die Lokomotiven, die bisher in Deutschland gebaut wurden, schlecht sind. Aber sie waren, wie auch der Führer in seiner Reichstagsrede am



Der „Schütze Lok“, die neue Kriegslokomotive.
Sie hält durch besondere Frostschutzmaßnahmen auch der östlichen Kälte stand. Für ihre Herstellung wird weniger Material und weniger Arbeitszeit gebraucht als für die bisherigen Baureihen. Sie paßt sich also in jeder Beziehung den Forderungen des Krieges an. Werkaufnahme

26. April dieses Jahres ausführte, ebenso wie der deutsche Mensch nicht auf Kältegrade vorbereitet, wie sie uns überfallsmäßig im Winterkampfe 1941/42 getroffen haben. Jeder Soldat, der das rote Ordensband trägt, hat das miterlebt; er weiß, wie hart und umfangreich der Einsatz und auch der Verschleiß an Lokomotiven im Osten war. Jeder Ausfall einer Lokomotive aber schafft in unserer Verkehrswirtschaft eine fühlbare Lücke, besonders in einer Zeit, in der die steigenden Verkehrsanforderungen ständig ein Mehr an rollendem Material erfordern. Man braucht sich ja nur einmal die riesigen Gebiete auf der Karte anzusehen, die von unseren Truppen erobert und besetzt wurden, um sich ein Bild davon machen zu können, welche Verkehrsleistungen allein nötig sind, um den Nachschub für die Wehrmacht zu sichern.

Winterhart geworden

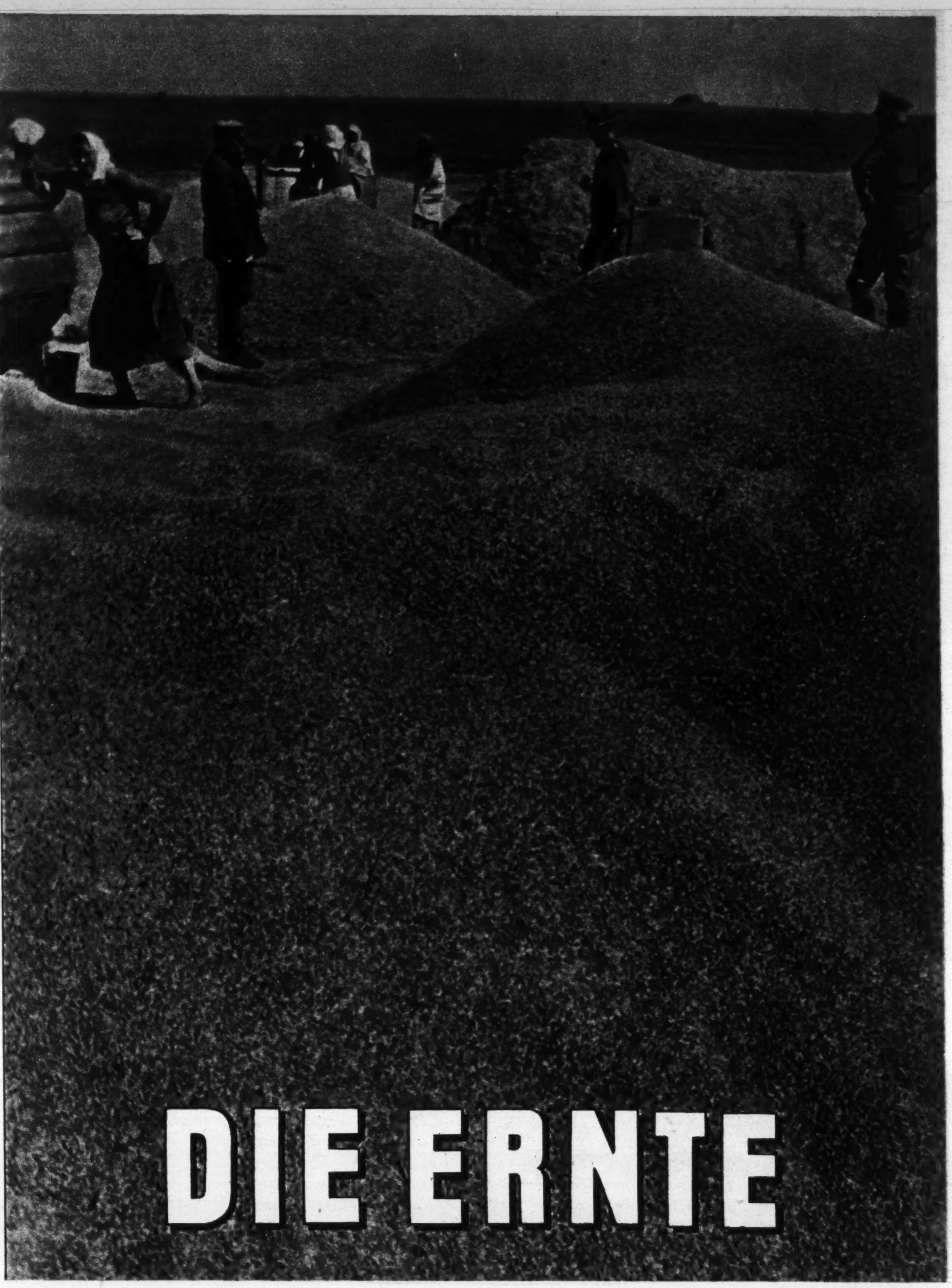
Darum wurde die neue Kriegslokomotive geschaffen. Sie ist winterhart, hält also selbst der östlichen Kälte stand. Dazu braucht ihre Herstellung bedeutend weniger Zeit und weniger Material. Schon beim ersten Baumuster einschließlich Tender konnten etwa 26 000 Kilogramm Einsatzmaterial eingespart und die Bauzeit um 6000 Arbeitsstunden herabgesetzt werden. Diese verblüffenden Erfolge, die in kurzer Zeit erreicht wurden, werden sich erst dann voll auswirken, wenn — nach einer Übergangsserie, die zur Zeit noch gebaut wird — am 1. Januar 1943 das Produktionsprogramm anläuft. Die erste Lokomotive der neuen Baureihe 52, die darum die Nummer 52 001 trägt, ist bereits fertiggestellt und hat auf 5000 Kilometern zum Teil schwierigstem Schienenweg mit steilen Gebirgsstrecken, engen Kehren und unzureichendem Unterbau die Belastungsprobe für ihren späteren Einsatz, der vorzugsweise im Osten erfolgen soll, bestanden.

„Entfeinert"

Ihre feldgraue Farbe ist mehr als ein Symbol. Denn wie der Soldat alles, was ihn belastet, von sich abgestreift hat, so ist es auch bei ihr geschehen. Der Fachmann spricht dabei von „Entfeinerung". So wurde zum Beispiel der Lackanstrich eingespart, auf unnötige Politur verzichtet, das Läutewerk und die Windleitbleche fortgelassen. Erhöhtes Gewicht wurde dagegen auf den Frostschutz gelegt. Und hier wird auch der Nichtfachmann am leichtesten den neuen Typ von dem bisherigen unterscheiden können. Die dampf- und wasserführenden Rohrleitungen sind soweit wie möglich unter die Kesselbekleidung verlegt, alle anderen erhalten Wärmeschutz durch Rohrverkleidungen. DieÖlleitungen für die Zylinderschmierung sind ummantelt und mit einer Begleitheizung versehen. Denn so wie auch die Waffen bei hohem Frost gängig bleiben müssen, so muß vorgesorgt werden, daß auch bei der „Lok" das Öl in den Achsen und Getrieben nicht gefriert und erstarrt. Besonders auffällig ist bei der neuen „Lok" die Schornsteinklappe. Wer sich an die ältesten Lokomotiven erinnert, wird in dieser Klappe einen alten Bekannten begrüßen. Bei der Kriegslokomotive wird sie dann geschlossen, wenn die „Lok" nicht in Betrieb ist, um ein Auskühlen der Maschine zu vermeiden. Aber auch an den Lokomotivführer und seinen Kameraden, den Heizer, ist gedacht worden. Sie werden nicht mehr wie im letzten Winter dem eisigen Fahrtwind ausgesetzt sein, der jede Stunde des Aushaltens auf der „Lok" zu einer harten Willensprobe machte. Das Führerhaus ist nunmehr mit einer Holzverschalung, zum Tender hin durch einen Segeltuchbalg, gänzlich geschlossen. Der Fußboden des Führerhauses wird außerdem durch eine Heizschlange erwärmt. Daneben gibt es noch eine Reihe anderer Frostschutzmaßnahmen, die zu erörtern nur dem Lokomotivfachmann zustehen würde. Erwähnt sei nur noch, daß das Fassungsvermögen der Wasserbehälter der Kriegslokomotive auf 34 Kubikmeter erhöht wurde gegenüber bisher 26 Kubikmeter. Auch Kohle kann mehr mitgeführt werden, und zwar zehn gegen bisher acht Tonnen.

Von Kindesbeinen an ist der Mensch dem „Dampfroß" besonders zugetan. Wie ganz anders erst der Landser! Für ihn ist die deutsche Lokomotive ein Stück Heimat, das treu und zuverlässig über Tausende von Kilometern, die ihn von zu Hause trennen, zu ihm kommt. Als neuen Kameraden schickt ihm nun die Heimat die Kriegslokomotive, den „Schützen Lok", ins Feld. Und dieser „Schütze Lok" wird ein getreues Abbild des Landsers sein: genau so zuverlässig in jeder Lage, anspruchslos und bescheiden, genau so zäh und aushaltend, wenn es darauf ankommt, und immer bereit, selbst den verfahrensten Karren aus dem Dreck zu ziehen.

Kurt Milte



Aufnahme: Bauer-Karlsruhe

DIE ERNTE

„Neben der vorausschauenden Organisation und der Arbeit des Landvolkes erfuhr die Ernährungslage durch die Tapferkeit unserer herrlichen Truppen und das Feldherrngenie unseres Führers eine gewaltige Besserung; denn die deutsche Wehrmacht eroberte neue, und zwar die fruchtbarsten Gebiete, die wir überhaupt in Europa kennen."

Unter dem Beifall von Tausenden konnte der Reichsmarschall am Erntedanktag diese stolze Feststellung treffen. In ihr wird neben den deutschen Soldaten mit Recht der Bauer und seine Organisation gestellt. Marschierten sie doch dicht hinter unseren Waffenträgern ins weite östliche Land hinein, um aus der kampfdurchwühlten Erde wieder den Segen der Ernte zu erarbeiten. Schon vor Beginn der Offensiven dieses Jahres betrug die Gesamtfläche der besetzten Ostgebiete rund 102 000 000 Hektar. Das entspricht einem Raum, der zweimal so groß ist wie das Altreich mit Einschluß der Ostmark. Die landwirtschaftliche Nutzfläche dieses neugewonnenen Raumes wird mit 69 000 000 Hektar berechnet, das sind 80 Prozent des Altreiches samt Ostmark. Nimmt man hiervon allein die Ackerfläche, die 43 000 000 Hektar mißt, so ist das immer noch annähernd der alte deutsche Lebensraum von 1937, also vor dem österreichischen Anschluß.

Die Gesamternte, die Sowjetrußland auf dem bis zu den Offensiven dieses Jahres bereits verlorenen Boden vor dem Kriege einbrachte, zeigen die folgenden Zahlen: 15,2 Mill. t Brotgetreide, 8,8 Mill. t Futtergetreide, 32,8 Mill. t Kartoffeln, 9 Mill. t Zuckerrüben. So riesig diese Ziffern auch anmuten, sind sie doch noch zu steigern, wenn man die russischen Produktionsverhältnisse unter der mechanischen bolschewistischen Agrarwirtschaft in Betracht zieht. Im ukrainischen Wirtschaftsraum wurden bis Kriegsausbruch nämlich nur 8,49 Doppelzentner Weizen auf dem Hektar geerntet, dagegen in Deutschland unter der straffen deutschen Wirtschaftsorganisation 22 Doppelzentner je Hektar. Beim Roggen sind die Zahlen 10,96 Doppelzentner je Hektar in der Vorkriegs-Ukraine, 18 bis 19 Doppelzentner je Hektar im deutschen Wirtschaftsraum. Der magere deutsche Boden weist also rund die doppelten Hektarerträge auf als die fette ukrainische Schwarzerde.

Allein daraus schon kann man ermessen, welche Zukunftsmöglichkeiten sich für unsere Wirtschaftsplanung und für unsere deutschen Arbeitsmethoden in den neugewonnenen Ostgebieten eröffnen. Ein ansehnliches Stück Arbeit ist bereits getan, das notwendige Saatgut, die fehlenden Geräte, die verschleppten oder zerstörten Traktoren wurden herangeschafft. Trotz größter Schwierigkeiten glückte im Norden und im Mittelabschnitt mit ganz wenigen Ausnahmen eine hundertprozentige Herbst- und Frühjahrsbestellung, denen in den vergangenen Wochen die Ernte folgte. In der Ukraine, wo größere Winterschäden auftraten, betrugen Aussaat und Ernte immer noch 70 Prozent.

Aus diesen ersten deutschen Ernteerträgen auf russischem Boden wird nicht nur das Ostheer verpflegt, es konnte sogar aus der Ukraine zur Frühjahrsbestellung Saatgut für 700 000 Hektar Ackerboden im Reich freigestellt werden. Alle Spekulationen unserer Gegner, uns und das werdende neue Europa nach den Methoden des Weltkrieges durch eine Hungerblockade in die Knie zu zwingen, sind ein für allemal zerschlagen, weil die reichste Kornkammer Europas erobert ist, weil das deutsche Schwert Neuland für den deutschen Pflug erkämpfte.

Straßenkampf in Stalingrad!

„Hier ist der Krieg die Straßen entlanggerast!" steht in einem Kriegsbuch über den Frankreichfeldzug geschrieben. Und hier, möchten wir sagen, hier legt er sich in den Städten fest und hält eine harte und furchtbare Rast. Die Stunde der Infanterie ist wieder gekommen, wie bei Rostow, bei Rschew und sonstwo, wo es heiß herging. Hier ist er d e r Kämpfer. Sprung von Straße zu Straße. Von Hausecke zu Hausecke. Geballte Ladungen, Handgranaten, Maschinengewehre, Pistolen — blanke Waffen. Die Stadt wehrt sich, jede Mauer, jedes Haus, jedes Fenster, jede Tür. Das wußten wir, daß der Feind sich von jeher darauf verstand. Wir haben bei Rostow und in anderen Städten unsere Erfahrungen gesammelt. Wir sind mit ihm fertiggeworden, so wie wir hier mit ihm fertig werden. Wir kämpfen um eine Stadt, die einmal eine Stadt war, um Ruinen, um Schutt, um Mauerreste. Wir kämpfen um jeden Meter, um jede Ecke. Eine Straße ist eine hallende Todesgasse, wenn nur e i n MG an ihrem Ende steht, und der Blick um die Ecke ist ein Versteckspiel mit dem Tod. Die dickste Wand bietet keine Sicherheit mehr, wenn die Sprengladungen und Minen krachen, und jede Fensterhöhle, jede Lücke im Mauerwerk ist nicht nur Grauen, sondern lauernder, tückischer Tod.

Hier kämpft der Infanterist. Hier stürmt der Pionier. Pak fährt auf, blitzschnell brausen Geschütze in offene Feuerstellungen. Ihre in direktem Beschuß krachenden Salven sind unsere Rammböcke. Schritt für Schritt weiter. Einen Tag, zwei Tage — nun tagelang schon. Wir gehen langsam, aber wir gehen sicher, das steht fest.





Springend, von Deckung zu Deckung geduckt, pirschen sich die Infanteristen geradeaus ihre Straße hinunter. Es rauscht über ihren Köpfen, und manches Haus, das sie eben noch anvisierten, jagt vor ihnen zerfetzt in die Luft. Der Hauptbahnhof, ein paar Kilometer vom Stadtrand entfernt, ist das erste Ziel des Regiments, das an der Spitze durchstößt. Über der Stadt branden die Gewitter der deutschen Sturzkampfflugzeuge, und wenn sie fort sind, kurven die sowjetischen Bomber umher, ihrer eigenen Stadt Verderben zu mehren.

*

Im entschlossenen Durchstoß blieben heute Kasernen, Krankenhaus und Tatarengraben zurück. Um 11 Uhr war der Stadtrand erreicht. Dann ging es um jedes Haus. Flammenwerfer waren nicht da, keine Panzer oder Sturmgeschütze, aber Infanteristen mit Handgranaten und Maschinengewehren und ein paar Geschützen. Die zwei Kilometer bis zum Bahnhof wurden bis 12 Uhr geschafft, von Querstraße zu Querstraße. Es waren in Wirklichkeit keine Straßen, sondern nur Wege, mit Lehm gefüllt, wie wir sie zu Tausenden kennen. Dann lag der Bahnhof vor uns, er war es dereinst. Jetzt rauchten nur noch seine Trümmer, und das Häuflein der Stürmenden stand nun davor und schaute. In den Straßen, die seitlich auf den Bahnhof stießen, waren andere Einheiten vorgegangen. Aufflackernder Widerstand war schnell gebrochen, der Angriff war eben zu schnell durchgekommen.

*

Am Flugplatz kamen wir vorbei. Er ist in Atome zertrümmert, ein Schrotthaufen, eine stumpfe Masse kaum noch kenntlicher Wracks. Und in der ersten Senke liegen die ersten Häuschen. Holzhütten, primitiv, wie überall im reizlosen Gelände. Als ich früh an ihnen vorbeiging, vermutete ich kein Leben in ihnen. Wie ich nachmittags zum zweiten Male vorbei komme, sind Kinder da, die um die verkohlten Holzreste herumstreichen, und Frauen, die aus der Erde wie aus dem Schlund des Verderbens auftauchen. Diese östlichen Menschen scheinen unter der Erde ein Dasein jenseits von Grauen und Zerstörung zu führen.

Granatwerfer — die „Artillerie des Infanteristen" . . . *Hier konnte die Artillerie nicht helfen und auch nicht die Pak. Gut gedeckt hält der Feind seine Stellung in den Hausruinen. Hier hilft nur der Beschuß im Steilfeuer*

Um fünf Uhr drohte die Nacht. Aus dem gigantischen GPU-Gebäude schlugen die Brände in den tiefer und tiefer sich verfärbenden Himmel, und im Zucken der Flammen stiegen schemenhaft die Repräsentationsgebäude auf, durch die Stalins Welt sich unten an der Wolga gegen das ärmliche Reich der Hütten in der Oberstadt in Szene setzen wollte. Aus den großen Spezialistenhäusern, Fabriken, Schulen, die der Herrschaftsübermut hier am Flusse getürmt hatte, gähnte bereits die Leere der brutalen Zerstörung. Die Stadt hat sich selbst vernichtet oder ist noch dabei, es zu tun.

*

Nun geht es um die Häuser, oder besser geschrieben, Häuserruinen, Gärten und Höfe, also um die Stadtviertel. Dabei werden alle Kampfmittel verwendet, die ein Straßenkampf erforderlich macht. Das sind Handgranaten und geballte Ladungen, selbstverständlich Maschinenwaffen und schwere Flak, Artillerie, ja Sturmgeschütze und Panzer. Es liegt ein System in diesem Kampf, und die Ausführenden sind darin Meister geworden. Es gab eine Zeit, die gewisse Stunden des Kampfes und der Ruhe kannte. Diese Zeit ist vorbei, Sonne, Mond und lodernder Brand teilen sich in die Beleuchtung des Werkes der Zerstörung und des Totschlagens von Menschen. Dazwischen wird gegessen, was man so hat, oder Munition geschleppt und einige Augenblicke am Boden und in den Trichtern verschnauft. Schwarz und hager sind die Gesichter geworden.

*

In diesen Tagen ist viel von Gelöbnissen gesprochen worden, wie und was man alles machen wird, wenn Stalingrad hinter ihnen liegt, aber wenn sie nur den zehnten Teil davon halten, dann ist es genug für das restliche Leben, oder in Zahlen gesagt, für hundert Jahre.

*

Am Tage beschießen wir uns gegenseitig mit Granatwerfern. Die Schußkurven sind manchmal nur noch theoretisch möglich, vom Hofe des einen Hauses in den Garten des anderen. Fünf Häuser werden genommen, dann gehen wir um zwei wieder zurück und kämpfen uns wieder um fünf Häuser vor. Oft ist die Zahl auch anders, für Abwechslung ist rege gesorgt. Da sind plötzlich zwei ganze Straßenviertel ohne Widerstand, und am Donnerstag lagen zwei Gruppen



Zeichnung Gefr. Bernd Markowsky

dreißig Stunden vor einem Haus, ehe es die Sicht zum nächsten frei gab. Da pilgert man mit der Feldmütze zwischen den Häusern herum und stochert in ihren Resten nach Gebrauchsgegenständen, und als man „heim“ will, sagen wir zum eigenen Loch, da stehen plötzlich in zweihundert Meter Breite über der seit Tagen in unserem Besitz befindlichen Straße unsere „Freunde“ von der Stalin-Seite. Dann kommt Infanterie oder ein Flakgeschütz, und einige Stunden später kann man hier wieder spazierengehen.

*

Glaubt nicht, daß, wenn der Tag vorbei, Feierabend ist. Der Tag währt nach dem Ausspruch Friedrichs des Großen 24 Stunden, und wenn das nicht reicht, wird noch die Nacht zur Hilfe genommen. Wenn der eigentliche schießende Teil der Front in seinen Löchern, oft durch Alarm und Postenablösungen unterbrochen, zu einer Art von Halbschlummer gekommen ist, herrscht in den Befehlswagen und Bunkern der Stäbe Hochbetrieb. Die große Stunde der Chefs, Ia und Ic ist gekommen. Die Lage von heute liegt vor, die Befehle für morgen werden geboren. Bis spät zum Abend waren sie „draußen“ und „vorne“.

Jetzt wird Wort zum Wort gestellt und das eine gegen das andere abgewogen, und trotzdem wird nicht viel gesagt. Doch wo Worte selten, haben sie Gewicht. Die Entscheidungen sind schwer, denn das Leben Tausender hängt ja von morgen ab. Die Sätze werden vom Klingeln der Telephone zerrissen, von kommenden Meldungen, von ausgehenden Befehlen, Funk- und Fernsprüchen. Das eine Bataillon verlangt Sturmgeschütze. Vier beobachtete Flugzeugabschüsse wer-

Straßenkampf heißt Mann gegen Mann. *Eine Stadt wurde eine Festung, jeder Häuserblock in ihr ein Fort und jeder mit Steintrümmer und verbogenen Stahlträgern überdeckter Keller ein Bunker. Jetzt ist der Einsatz mancher Waffe beschränkt. Die Handgranate spricht ihr dröhnendes Wort, Schüsse peitschen vereinzelter, sind genauer gezielt. Wenn ein Widerstandsnest erkannt ist, wenn es gilt, sich über Steintrümmer heranzuarbeiten, im Schachbrett der Straßen und Winkel die günstigste Position bis zum Augenblick der Überrumpelung, der Überraschung des Gegners zu erkämpfen, dann zeigt sich die Kühnheit des Einzelnen und das Geschick von Unterführer und Mann. Der siegreich bestandene Straßenkampf ist das Meisterstück jeder Ausbildung*



„Los — folgen . . .!“ *Blitzschnell hat der Gruppenführer die Situation erfaßt, die Lage überblickt. Sein Kommando ist wie so oft ein schneller und wohl überlegter Entschluß*



den gemeldet, die Flak will für den Erdkampf ihren Auftrag, der Kommandeur vom II. Bataillon ist gefallen, schwere Waffen morgen an X, die Stukas bekommen Ziele. Anfragen hin und Antwort her, ununterbrochen. Die Luft ist stickig, und der Raum ist eng, Ordonnanzen und Melder stehen umher, Verbindungsoffiziere treffen ein und melden sich ab. Stärkemeldungen liegen einträchtig mit denen von Verlusten und Ersatz auf einem einfachen Tisch.

*

Es gibt keine Stadt in diesem ganzen Krieg, die solches sah, was die deutschen Soldaten jetzt wochenlang durchzustehen hatten. Von Süden und aus der Mitte her erkämpften sich die Deutschen diese Bastion. Und jeder neue Tag frißt an diesem über und über blutenden Stadtkörper weiter und tödlicher. Die Wolga, an der sich das täglich trostloser verfallende Trümmerfeld entlang dehnt, ist längst schon unter der deutschen Kontrolle. Doch die Sowjets geben sich noch immer nicht geschlagen.

*

Heute tobt wieder die Schlacht. Die Schlacht in der Stadt. Doch am Abend mögen es die gebliebenen Bewohner dieses kleinen Abschnitts fühlen, daß sie für sie entschieden ist. Denn aus den glimmenden Ruinen am Bahnhof erheben sich die Frauen mit schwerem, angstgequältem Blick, um uns erst von ihren wenigen Vorräten zu essen zu bieten. Und als sie sehen, daß die Männer mit den verdreckten und seltsam abgewandten Gesichtern unter dem Stahlhelm auch dafür keine Zeit haben, beginnen sie, sich um die paar Steine des Herdes zu sammeln und im Surren der Kugeln, im Bersten der Einschläge ihre Suppe zu löffeln.

Auszüge aus Stalingrad-Berichten
der Kriegsberichter Heinz Schröter und Willi Beer

Die Straße wird eingesehen. *Infanteriegeschosse peitschen an den Mauern entlang, Splitter surren, Granatwerfereinschläge krachen ringsum, aber der Muniträger muß durch, springt geduckt zu seinen Kameraden, die in wenigen Minuten den Angriff weiter vortragen werden*

Aufnahmen der Kriegsberichter Augustin, Grimm-Kastein (2), Seibold



KAM JULIUS CÄSAR WIRKLICH MIT DREI STUNDEN AUS...?

EINE PLAUDEREI VON E. LUTZ

In einer Ecke des LKW, der über den Knüppeldamm holpert, auf dem Rücken des Pferdes, das genau so müde wie sein Reiter ist, oder auch auf schlammig-nasser Erde während einer Viertelstunde der Marschrast — schlafen in allen Lebenslagen, das ist nicht das Geringste, was jeder Soldat im Fronteinsatz lernt. Wenn er aber wochenlang auf solche Art leben muß — das sanfte Wort „schlafen" wurde längst durch die lieblose Vokabel „pennen" ersetzt —, dann reißt ihm vor einer neuen Pennpause radikal die Geduld, er knallt die Klamotten in den Straßendreck und flucht bis zum Kompaniechef vernehmlich den bekannten zweisilbigkurzen Soldatenfluch. „Moment mal," sagt dann etwa der junge Kamerad daneben, der vielleicht erst vor einem Jahr die Schulbücher mit der Knarre vertauschte, „denk mal an Julius Cäsar und Friedrich den Großen, an Napoleon oder Humboldt; die sollen mit einem Dreistundenschlaf ausgekommen sein. Die ganze übrige Zeit waren sie rast- und schlaflos bei ihrer Arbeit."

So können wir tatsächlich in alten Berichten lesen. Aber sie halten wissenschaftlicher Prüfung nicht stand und sind doch wohl in das Gebiet der Legende zu verweisen. Der gewöhnliche Sterbliche konnte es nicht einsehen, woher Menschen, die so viel geleistet haben, die Zeit zum Schlafen hätten hernehmen sollen. Dem Sinne nach ist jene Behauptung schon richtig. Bestimmt pflegt der, der viel arbeitet, weniger zu schlafen als der Nichtstuer. Trotzdem ist es unwahrscheinlich, daß selbst außerordentliche Männer ein Naturgesetz auf die Dauer durchbrechen konnten, das von jedem Lebewesen den Tribut an Schlaf fordert.

Von Napoleon weiß man, daß er nach der Schlacht bei Aspern 36 Stunden durchschlief, und vor Ligny war sein Schlaf so tief, daß es unmöglich war, ihn daraus zu wecken. In einem allerdings unterscheidet sich der Schlummer Napoleons oder der des Römerfeldherrn Cäsar vom Schlaf des Durchschnittsmenschen. Da sie zur bürgerlichen Schlafenszeit keine Zeit hatten müde zu sein, wurden sie müde, sobald sich kurze Muße dazu ergab. Auch konnten sie sich dem Schlaf nicht stundenlang hintereinander hingeben, sondern mußten ihn sich ratenweise zuteilen. Die Großen der Geschichte schliefen denselben „Soldatenschlaf", behalfen sich mit den gleichen Schlafteilen und -teilchen wie heute Tausende unserer Kameraden draußen, die es bald lernen, in jeder günstigen Minute ein Auge voll Schlaf zu nehmen.

Es ist ein Vorurteil, daß Menschen, die unregelmäßig und in kurzen Abständen schlafen, sich schnell verbrauchen. Die Großen der Weltgeschichte, die vielfach ein hohes Alter erreichten, beweisen, daß die Abweichung von der Schlafnorm keine schädigenden Folgen auf Gesundheit und Lebensdauer hat. Doch Medizin und Naturwissenschaft, von denen nichts geglaubt wird, was nicht durch das Experiment bewiesen wurde, haben die Frage untersucht und sind zu interessanten Ergebnissen gekommen. Mehrmals haben Ärzte an sich selber ausprobiert, wie lange ein gesunder Mensch ohne Schlaf bleiben kann. Mit Medikamenten, Kaffee, kalten Duschen, mit Kneifen, Stechen, kurz allen möglichen Reizmitteln hielten sie sich gewaltsam wach. Aber auch dem tapfersten gelehrten Experimentierer ist es bisher nicht gelungen, sich länger als fünf Tage und fünf Nächte wachzuhalten.

Hieraus folgt, daß der Mensch den Schlaf nicht nur braucht; daß er schlafen **muß**, weil nach einem bestimmten Zeitablauf die Natur stärker ist als der Wille. Weshalb das so ist, können wir uns aus der einfachen Überlegung erklären, daß der wache Mensch ja wirkt und handelt, also Energie verbraucht, während der Schläfer sich unbeteiligt und passiv verhält. Es ist nicht allein Muskelkraft, die der arbeitende Mensch verausgabt. Die Muskeln allein brauchen noch keinen Schlaf, um wieder voll leistungsfähig zu sein. Dagegen bemerkt jeder nach der vielfältigen Arbeit des Tages, selbst wenn er körperlich nicht besonders angestrengt war, ein Nachlassen der Spannkraft. Die Fähigkeit zur Überlegung, die Konzentration lassen nach, jede Unternehmungslust ist verschwunden. Man sagt dann, es fehle die „Spannkraft". Eben sie ist es, die der Schlaf wieder erneuert. Nicht die Muskeln oder der Geist allein, sondern die Ganzheit des körperlich-geistigen Organismus bedarf des Schlafes, um weiter wirken zu können.

Man hat diese Beziehung zwischen Wachsein und Schlaf sehr glücklich mit einem Akkumulator verglichen. In ihm sind chemische Energien gespeichert, die beim Entladen in elektrischen Strom umgeformt werden und dann Arbeit leisten. Läßt die Spannung des Akkumulators nach, muß er wieder aufgeladen werden. Es wird Strom zugeführt, der sich im Akkumulator wiederum in chemische Energie verwandelt. Entsprechend verhält es sich beim Lebewesen. Die im Wachsein ausgegebenen chemischen Energien werden im Schlaf erneuert, die entleerten Energiespeicher wieder aufgeladen. Freilich, einen Akkumulator kann man überanspruchen. Beim Lebewesen aber, also auch beim Menschen, nimmt sich der Schlaf sein Recht, bevor Schäden auftreten können. Die „Reparaturschicht" Schlaf wird eingelegt, auch wenn wir noch keine Lust dazu haben. Kinder schlafen schon, wenn sie träumend flüstern: „Ich will noch nicht schlafen gehen." Der willensstarke Mensch, der über viel Spannkraft verfügt, kann, wenn nötig, seine Energiespeicher sehr stark in Anspruch nehmen, ohne sich zu schaden. Dem energiearmen und spannungslosen Menschen dagegen, der sich gehen läßt, weil er sich gehen lassen **kann**, fehlt der Willensantrieb, er lebt gleichsam dauernd in einem Zustand des Kurzschlusses, seine Energien laufen leer und erschöpfen sich deshalb schnell.

Es geht uns wohl allen so, daß eine Arbeit um so müder macht, je langwieriger sie ist. Umgekehrt aber erwachsen aus großen Aufgaben große Energiequellen für den, der vor die Erfüllung dieser Aufgaben gestellt ist und sie durchführt, weil es ihm Pflicht und Ehre gebieten. Er ist im Sinne der staunenden Zuschauer der „Mann ohne Schlaf", ob nun sein Name im Buch der Geschichte steht oder ob er im feldgrauen Rock selber Geschichte macht.

Auf den Kopf gestellt



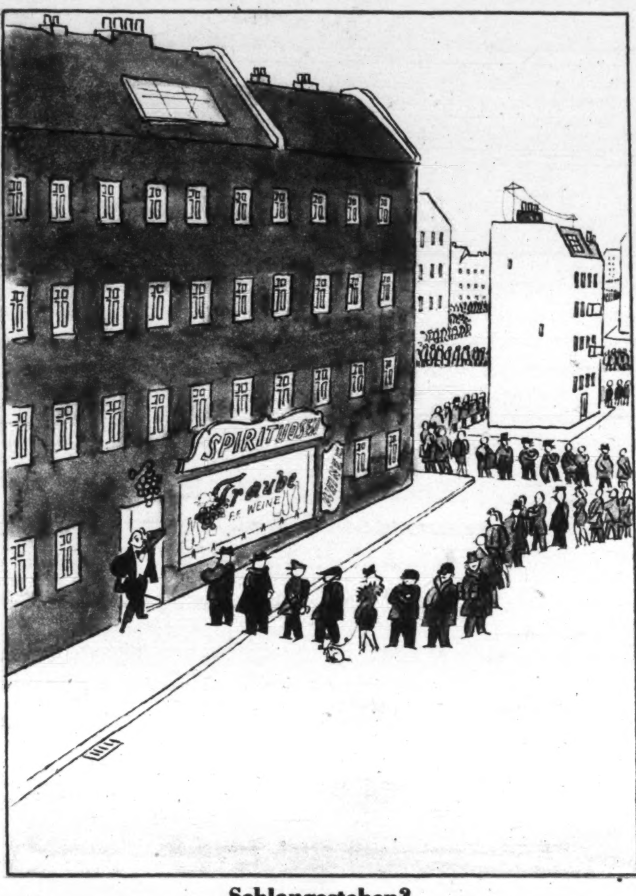
Vitamin „B"? — *im Gegenteil! „Nicht weitersagen, Frau Müller, können Sie mir diesmal nicht meine Zuteilung, zehn Pfund Butter, ein Schock Eier, Schokolade und andere Kleinigkeiten abnehmen?"*

Im Wettstreit des Humors zwischen Front und Heimat

gab es einen aufregenden Zwischenfall. Der Mittelstürmer, der auch als Zeichner bekannte WERNER KRUSE, verpaßte eine herrliche Vorlage. „Mensch, Kruse, träum' nicht!" rief das erregte Publikum. Wovon träumte der Stürmer Kruse?



Ein Unglück? *Keineswegs! Denn hört: „Ottokar, sieh dir das an. Unsere Eierfrau macht Späße! Hat mir diesmal doch nur faule Eier gegeben. Aber was macht's, einer muß sie ja kriegen!"*



Schlangestehen?

Falsch getippt! Ein Wunschtraum Anno 1950: „Waren das gemütliche Zeiten! Diese herrlichen Schlangen!"



Zechpreller?

„. . . nein, nein, Herr Ober, das alles will ich nicht haben. Bitte, bitte, bitte nur ein unbelegtes schlichtes Butterbrot!"



Verhaftet?

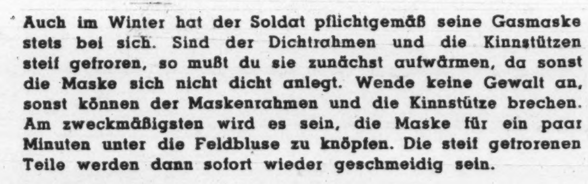
Nicht ganz so schlimm. Nur eine höfliche, aber bestimmte Aufforderung, die Raucherwaren abzuholen



Belagerung?

Und mit Recht! Denn diese pflichtvergessene Kundin hat ihre letzte Zuteilung nicht abgeholt!

Waffenpflege im Winter



Beim Fasching kamst du allerwegen
den schönen Masken sanft entgegen.
So mach's auch jetzt, bei eis'gem Wind,
wart', bis sie „unverfroren" sind!

Auch im Winter hat der Soldat pflichtgemäß seine Gasmaske stets bei sich. Sind der Dichtrahmen und die Kinnstützen steif gefroren, so mußt du sie zunächst aufwärmen, da sonst die Maske sich nicht dicht anlegt. Wende keine Gewalt an, sonst können der Maskenrahmen und die Kinnstütze brechen. Am zweckmäßigsten wird es sein, die Maske für ein paar Minuten unter die Feldbluse zu knöpfen. Die steif gefrorenen Teile werden dann sofort wieder geschmeidig sein.

Was uns reichlich ist beschert,
scheint uns nicht begehrenswert.
Fängt es an, sich zu verknappen,
sieht man Leute danach jappen!

Ist das Einsatzventil in deiner Gasmaske festgefroren, so erhältst du beim Aufsetzen keine Luft. Atme kräftig und ruckartig ein, dadurch kann das dünne Gummiplättchen des Einatemventils von seiner Unterlage abgehoben werden. Gelingt das nicht, so schraube den Filtereinsatz heraus und drücke mit dem Finger das Einatemventil vorsichtig nach innen. Dabei mußt du den Atem natürlich anhalten. Bei scharfer Kälte kannst du das Einatemventil ganz entfernen.

Will man Linsen nicht verschandeln,
muß man sie recht zart behandeln.
Wo es bisher rein und klar,
trübt sich sonst das Okular.



Auch das optische Gerät ist bei Tiefsttemperaturen besonders pfleglich zu behandeln. Damit die Ein- und Ausblicklinsen nicht beschlagen, reinige sie gründlich mit einem weichen Tuch vom Staub und reibe sie dann mit dem Klarinoltuch ein. Wenn sich bei starkem Frost die Linsen des Okulars mit einer dünnen Eisschicht überziehen, so darfst du diese niemals gewaltsam entfernen. Schmelze sie langsam ab und reibe dann mit einem weichen Tuch die Oberflächen blank. Auf keinen Fall dürfen die Geräte am Herdfeuer erwärmt werden, da sich dadurch Feuchtigkeit und Schwitzwasser auf Strichplatten und im Innern der Geräte niederschlagen können.

VERFLIXT UND ZUGENÄHT

Drei Kameraden treffen sich nach Jahren wieder und feiern das Wiedersehen mit einem feuchtfröhlichen Guß. Selbstverständlich in ihrer alten Stammkneipe. Zum Schluß hat jeder 10 Mark zu zahlen. Das sind 30 Mark insgesamt.

Der Kellner kassiert; der Wirt jedoch trägt ihm auf, er solle den alten Gästen 5 Mark zurückgeben. Der Kellner gibt ihnen aber nur 3 Mark zurück. Die restlichen 2 Mark steckt er selbst ein.

Genau 27 Mark haben also die drei Freunde für die Zeche gezahlt. Zwei Mark hat der Kellner eingesteckt. Das sind zusammen 29 Mark. Was geschah nun mit der 30. Mark? Wo blieb sie?

Verflixt und zugenäht: Ein netter Trugschluß, mit einem „logischen" Mäntelchen behängt. Die 30 Mark teilen sich auf in die 25 für den Wirt, die 3 Mark für die Freunde und die 2 Mark für den Kellner. Klar?

Plus — Minus

Die Wörter „Spange" und „Wort" haben zehn verschiedene Buchstaben. Diese sollen durch die Zahlen 1—0 ersetzt werden, und zwar in der Weise, daß man

bei der Addition . . . . Spange + Wort

als Summe die Zahl 133434

erhält.

Subtrahiert man aber . . . . Spange — Wort

so erhält man als Differenz 120744

Sind die richtigen Zahlen gefunden, so ergibt die Zahlenreihe 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0, wenn man dafür die entsprechenden Buchstaben einsetzt, ein Gefährt.

Wer ist belesen?

Wie heißen die Verfasser nachstehender Werke der Literatur? Der Meineidbauer — In Nacht und Eis — Die Hosen des Herrn von Bredow — Stimmt an mit hellem, hohem Klang — Der zerbrochene Krug — Hinter Pflug und Schraubstock — Die Akten des Vogelsangs.
Die Anfangsbuchstaben der Autorennamen nennen einen zeitgenössischen deutschen Dichter.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Zahlenkasten: Waran, Ferge, Gerte. — Granatwerfer.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Remonte, 6. Lager, 8. Asti, 10. Ion, 12. Ase, 13. Rebe, 14. Regen, 15. Andante. Senkrecht: 2. Eltern, 3. Mai, 4. Trient, 5. Maas, 7. Ines, 9. SS, 11. Ob, 13. Ren.

Rösselsprung: Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt, / Wenn wir gestorben sind, / Gestorben für das Vaterland / Den ehrenvollen Tod! Friedrich Gottlieb Klopstock

W. C's Heimkehr aus Moskau: Er stieg, Geister.

Umkämpftes Land am Terek

WETTERWINKEL ZWISCHEN KASBEK UND KASPI-SEE

Der grauen, kahlen Flanke des über 5000 Meter hohen Kasbek, eines der bedeutendsten Gipfel von Europas mächtigstem Gebirgszug, dem Kaukasus, entspringt eine kleine Quelle. Von einer Klippe zur anderen schießen die Wasserfälle, in der klaren Gebirgsluft schillern die aufgeworfenen Wassertropfen in allen Regenbogenfarben, und das Rauschen des Baches hallt zwischen den fast senkrechten Wänden der Täler des Hochkaukasus wider. Dann bricht sich dieser Bach, die Aragwa, durch den Hauptkamm des Kaukasusgebirges hindurch und schafft so den über 2400 Meter hoch liegenden „Kreuzpaß", den wichtigsten Paß des ganzen Kaukasus. Die Schlucht, die durch ihn im Granit und Kalkstein der Berge entstanden ist, heißt die Darialschlucht. Seit ältesten Zeiten diente sie als einziger kürzerer Übergang von Transkaukasien nach dem nördlichen Kaukasus, und Dutzende, heute meist halbverfallene Befestigungen aus drei Jahrtausenden zeugen von der Wichtigkeit, die ihr die Menschen beimaßen.

Früher war die Straße, die durch die Darialschlucht führte, so schwierig, daß die Reisenden manche Strecke auf allen Vieren zurücklegen mußten. Für die hundertzwanzig Kilometer an dem rauschenden Wasser der Aragwa entlang brauchten sie allein achtundzwanzig Tage. Als es nun für die Russen galt, ihre Außenbesitzung Georgien zu einer Operationsbasis gegen die Gebirgsvölker zu machen, bauten russische Pioniere unter großem Aufwand in den Jahren 1828 bis 1860 eine große Kunststraße, die den Namen „Grusinische Heerstraße" erhielt. Da sie die einzige fahrbare Straße ist, die den Hauptkamm des 1100 Kilometer langen Kaukasusgebirges überquert, besitzt sie auch heute noch eine hervorragende strategische Bedeutung.

Allmählich wird das zuweilen nur 30 Meter breite Tal, durch das die Grusinische Heerstraße führt, offener. An den dunklen, kahlen Bergen kleben wie Schwalbennester die „Aûle", die Gebirgsdörfer der Osseten, die mit ihren zahlreichen Türmen wie rechte Räubernester aussehen, was sie einst auch wirklich waren.

Dort, wo der Gebirgsfluß Aragwa die Ebene im Norden berührt und zum breiten Terekstrom wird, liegt die alte Festung Wladikawkas, die heutige Stadt Ordschonikidse, auf beiden Ufern des Flusses. „Wladikawkas" — „Beherrsche den Kaukasus" —, so hieß dieses Bollwerk, das den Nordeingang zur Grusinischen Heerstraße versperrte. Seit fast 100 Jahren ist dieser Ort nicht mehr Festung, seit einem Menschenalter hat er sich zu einer neuen Bedeutung entwickelt. Ordschonikidse ist mit 130 000 Einwohnern eine wichtige Industriestadt. Hier befinden sich die größte Zinkhütte der Sowjetunion und wichtige metallurgische Fabriken und Maschinenwerke.

Noch immer ist die Strömung des Terek rasch, noch immer wirkt sich darin die Gewalt der Gebirgsbäche aus, die diesen Strom an seinem Oberlauf speisen. Zu beiden Seiten des großen Terekbogens breitet sich eine fruchtbare Landschaft, die durch die Überschwemmungen des Terek das lebenspendende Naß erhält. Weiter nördlich, dort, wohin die Bewässerungsanlagen nicht mehr reichen, beginnt die Kalmückensteppe, eine öde Salzwüste.

Um das Hochwasser des Terek im Sommer möglichst rasch wegzuleiten, hat man vor einem Menschenalter einen großen, 120 Kilometer langen Vorfluter, den Kabardinerkanal, gegraben, der wie eine Sehne den mächtigen Terekbogen überspannt.

Bei Mosdok überquert die große Landstraße, die von Rostow nach Baku führt, das breite Flußbett des Terek. Das machte Mosdok zu einer Zeit, als der Terek die Südgrenze Rußlands bildete, zu einer der wichtigsten Festungen der Gegend. Dann wurde die durch ihre ausgezeichneten Weine berühmte Stadt eine bedeutende Bahnstation und ein wichtiger Stützpunkt für die quer durch den nördlichen Kaukasus führende Ölleitung. Unmittelbar hinter den waldbestandenen „Schwarzen Bergen", die sich hinter dem Kabardinerkanal erheben, beginnen nämlich in dem von Westen nach Osten verlaufenden fruchtbaren Tal der Sunscha die Ölfelder von Grosnyj: hier befindet sich das zweitgrößte Ölvorkommen des Kaukasus.

Wenn die Gletscher und Schneefelder im Hochgebirge schmelzen, dann schwillt der Terek an. Er wird milchig weiß durch die Kreide- und Kalkteilchen, die das Wasser von den Felsen losgerissen hat. In dieser Zeit wird der Terek zu einer Gefahr für die Bevölkerung in der ebenen Landschaft des Unterlaufes. Deshalb hat man die Dämme, die die Stadt Kisljar vor den Fluten des Terek schützen sollen, zwanzig Meter hoch gebaut. Die ungeheuren Mengen von Sinkstoffen, die der Terek in seinem Hochwasser zu Tale trägt, führen zu einer raschen Deltabildung; jedes Jahr wird der Terek, dessen Länge und Größe des Stromgebietes etwa denen der Weser gleichen, um einen halben Kilometer länger. Dieses Deltagebiet ist eine ungesunde, morastige Landschaft, das nur Vögeln und Fischen zu behagen scheint. So abwechslungsreich und ungewöhnlich ist der Lauf des größten Stromes des nordöstlichen Kaukasus, der vom höchsten Gebirgszug unseres Erdteils zum tiefstgelegenen Meer, das wir kennen, dem 26 Meter unter dem Spiegel des Ozeans liegenden Kaspischen Meere, führt.

Zeichnung: Gefr. Werner Kruse



AUF SICH

Millionen stehen an der Front. Jeder gehört einem Verband an, der Führer und der Geführte. Jeden umschließen die festgefügten Bande der Kameradschaft innerhalb des Bataillons, der Kompanie, des Zuges oder der Gruppe. Da ist kein Platz für Einzelgänger. Aber es gibt den Einzelkämpfer innerhalb dieser Front, diesen umsichtigen, draufgängerischen und doch kühl und kalt überlegenden Soldaten, der zu jeder Zeit und in jeder Lage weiß, was er zu tun hat — auch dann, wenn ihn kein Befehl lenkt, wenn er ganz auf sich selbst angewiesen ist. Wir haben wahllos aus Berichten einige Erlebnisschilderungen herausgezogen und veröffentlichen sie nachstehend. Das, von dem darin erzählt wird, sind keine besonderen Taten. Das ist der Alltag der Front. Aber diese Berichte zeigen im Kleinen, zu welchen Taten der fähig ist, der in jeder noch so schwierigen Situation Herz und Gedanken zusammenhält.

ON ROSTOW
PJATIGORSK
520 KM.
NALTSCHIK
80 KM.
MOSDOK
KM. 90
TEREK
KM. 80
GROSNIJ
ORDSCHONIKIDSE
MACHATSCH-KALA
SULAK
KASBEK 5043
TEREK
DERBENT
G. TEBULOS 4507
Kaspisches Meer
K A U K A S U S
ÖLLEITUNGEN:
ÖLGEBIETE:
FÖRDERGEBIET:
GRUSINISCHE HEERSTRASSE



Er blieb eisern bis zuletzt!

Bei dem Angriff auf R., einem kleinen sowjetrussischen Nest, stockte der Angriff eines Schützenzuges auf einer Wiesenplane. Das plötzlich aufspringende flankierende Feuer des Gegners war derart stark und lag so gut, daß die Schützen Deckung nehmen mußten. Einer der Gruppenführer bemerkte in einem nahen Waldstück eine verdächtige Bewegung. Sein Entschluß stand fest. Ohne die Hilfe seiner Kameraden in Anspruch zu nehmen, näherte er sich kriechend und jede noch so geringe Deckung ausnutzend, der verdächtigen Stelle. Und tatsächlich — dort, unmittelbar vor ihm, war ein sowjetisches MG-Nest. Er entsicherte seine Handgranate und schleuderte sie in die Stellung. Sie fiel zu kurz. Jetzt war der Gegner auf ihn aufmerksam geworden. Die zweite Handgranate, die er warf, wurde von den Sowjets zurückgeschleudert. Sie detonierte unmittelbar vor ihm und verletzte ihn an der linken Hand und an Brust und Schulter. Trotzdem gab er nicht auf. Unter Aufbietung seiner letzten Kraft entsicherte er seine letzte Handgranate, zählte, sie in der Faust haltend, „einundzwanzig . . . zweiundzwanzig“ — und schleuderte sie von sich. Sie lag genau im Ziel. Nun erst winkte der Unteroffizier seine Kameraden zu sich heran.



SELBST GESTELLT!



Nur nicht weich werden!

Das war die Parole des Unteroffiziers C., der mit seinen Kameraden bis zuletzt einen Stützpunkt, gegen den der Feind immer wieder anrannte, hielt. Obwohl er so gut wie keine Hoffnung auf Hilfe und Entsatz haben konnte und er und fast alle seine Kameraden Splitter- und Schußverletzungen davongetragen hatten, hielt er durch. Um Munition zu sparen, ließ er die anstürmenden Sowjets bis auf nur wenige Meter herankommen, um dann erst — also schon im wahrsten Sinne des Wortes das „Weiße im Auge des Feindes“ sehend — den Feuerbefehl zu geben und das, was vom Gegner danach noch übrigblieb, mit der blanken Waffe niederzumachen. So ging es tagelang. Als die Munition schließlich ausging, schlugen die Eingeschlossenen den Gegner mit seinen eigenen Waffen, die sie erbeutet hatten, zurück. Bis endlich Entsatz kam und die kleine Besatzung des vorgeschobenen Stützpunktes befreit werden konnte.

Aufnahmen: Kriegsberichter H. Pabel

Einer, der immer auf sich selbst gestellt ist

Wenn der Kradmelder über die einsamen, verstaubten und verschlammten Straßen braust, durch Gegenden, die oftmals noch von abgesprengten feindlichen Truppenteilen und Heckenschützen oder Banditen gefährdet werden, und wo weit und breit nichts um ihn ist als die unendliche russische Ebene, dann spiegelt sich auf seinem staubüberkrusteten Gesicht die Energie wider, die er immer wieder aufbringen muß. Ein Kradmelder kennt anscheinend keine Ruhe. Wenn die andern rasten, braust er, in eine Wolke von Staub gehüllt, vorbei, ist Tag und Nacht unterwegs, ein wahrer Kunstfahrer, wenn er sich durch die vormarschierenden Kolonnen schlängelt, ein moderner Ritter der Marschstraßen und ein vollkommener Beherrscher seiner Maschine. Er muß einen siebenten Sinn haben für Hindernisse und Gefahren. Nichts darf ihn aufhalten. Er muß — allein und auf sich selbst gestellt — immer einen Ausweg finden, um sein Ziel zu erreichen. Der Kradmelder ist so etwas wie ein Symbol der Heerstraßen unserer Zeit. Für ihn darf und kann es keine Hindernisse geben.

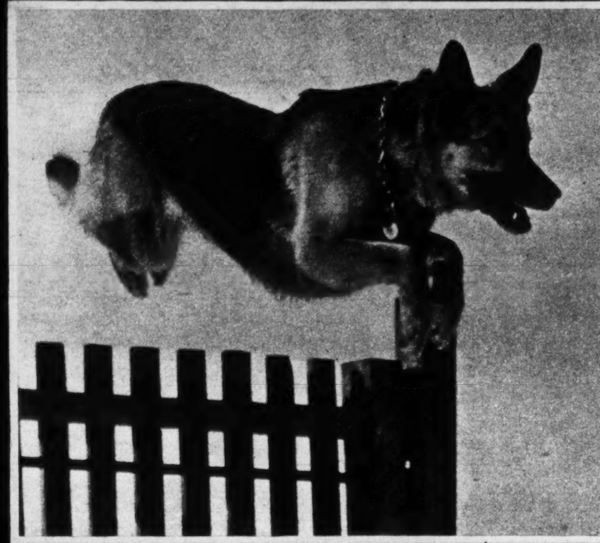
Der Mutige hat die besten Chancen!

„Wir gingen“, berichtet der Gefreite L., „mit den Panzern vor und mußten unmittelbar vor einer Brücke einen Straßenstreifen passieren, der vom Gegner eingesehen und unter stärkstes Feuer genommen wurde. Wir stockten. Der Sprung durch das Feuer mußte gemacht werden. Wir mußten durch! Wenn ich länger wartete, konnte es mich genau so gut auch hier treffen, denn die Deckung war miserabel. Ich sprang. Es zischte um mich. Jetzt, dachte ich, jetzt trifft's dich. Aber ich kam 'rüber. Nahm hinter der Brücke an der Böschung Deckung. Die andern aber, die gezaudert hatten und den Sprung nicht wagten, lagen jetzt im feindlichen Granatwerferfeuer.“



Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht“ K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

SO BIST DU, GREIF!



schneidig und flink



zäh und verbissen



treu und gehorsam



mutig und ausdauernd



Der Vater brachte ihn eines Tages mit und sagte: „Da habt ihr einen kleinen Spielkameraden!“ Damals war Greif noch mollig, tolpatschig wie ein Teddy-Bär und verspielt wie alle jungen Hunde. Seit jenen Tagen gehörte er zum Hof, genau so wie die Magd Lisa oder der alte Knecht. Er wachte nachts, wenn die andern schliefen, er sprang über die Felder, wenn der Bauer sonntags nach der Saat sah. „Das ist unser Greif!“ stellte er ihn vor, wenn er mit einem Fremden zusammentraf. Greif wurde wie ein guter Freund behandelt. „Greif ist ein guter Hund!“ sagte man im Dorf. Und nun ist er bei den Soldaten. „Den können wir gebrauchen!“ meinte die Prüfungskommission. „Der ist richtig, der Greif.“ Irgendwo im Osten tut Greif nun seinen „Dienst“. Er hat andere, neue Kameraden aber ihnen dient er genau so wie früher dem Hof: treu und zuverlässig!

Aufnahmen: Hackl, Haase (2), Atlantic, Weltbild